



Die offene Zukunft und ihre Freunde

EINST WAR DIE ZUKUNFT EIN VERSPRECHEN
AUF EINE BESSERE WELT - INZWISCHEN IST SIE
ZU EINER PROJEKTIONSFLÄCHE FÜR ÄNGSTE
GEWORDEN. **FLORIAN CHEFAI** ZEIGT AUF,
WARUM ES DENNOCH GUTE GRÜNDE FÜR
ZUVERSICHT GIBT.



Der Blick junger Menschen in die Zukunft ist laut aktuellen Umfragen zunehmend pessimistisch

Die Zukunft ist nicht mehr das, was sie einmal war. Klimakatastrophe, Kriege und der Aufstieg autoritärer Kräfte verdüstern den Blick auf das Morgen und lassen den Glauben an Fortschritt schwinden. Die vielfältigen Krisen der Gegenwart erscheinen nicht mehr als vorübergehende Ausnahmezustände, die sich bewältigen lassen, sondern als neue Normalität, die dauerhaft fortbestehen wird. Vielen Menschen ist damit die Hoffnung auf eine bessere Zukunft abhandengekommen.

An die Stelle von Zuversicht ist ein kollektives Unbehagen getreten, das sich durch die Gesellschaft zieht: In einer aktuellen »Ipsos«-Umfrage geben lediglich 14 Prozent der Deutschen an, optimistisch auf die Zukunft der Welt zu blicken. 82 Prozent sind der Ansicht, dass sich die Welt heute zu schnell verändert. Besonders bei jüngeren Generationen ist eine tiefgreifende Skepsis gegenüber der Zukunft ausgeprägt: In der »Next Generations Study 2023« stimmten 78 Prozent der 18- bis 39-Jährigen in Deutschland der Aussage zu, sie könnten nachvollziehen, dass Menschen zögern, »in Zeiten wie diesen« Kinder zu bekommen – ein Befund, der in vielen anderen westeuropäischen Ländern ähnlich ausfällt.

Die Erosion des Zukunftsvertrauens verweist auf einen tieferliegenden Wandel unseres Zeitbewusstseins. Über weite Teile der Moderne war die Zukunft mit einer positiven Erwartung verbunden: Sie galt als offener Möglichkeitsraum, in dem wissenschaftlicher Fort-

schritt, wirtschaftliches Wachstum und gesellschaftliche Reformen die Lebensbedingungen stetig verbessern würden. Die nächste Generation würde nicht nur anders, sondern freier, sicherer und wohlhabender leben. Dieses Fortschrittsversprechen wurde zum identitätsprägenden Leitbild moderner Gesellschaften – eine Vorstellung, die historisch betrachtet jedoch keineswegs selbstverständlich war.

Was wir heute unter »Zukunft« und »Fortschritt« verstehen, ist ein vergleichsweise junges Phänomen der Kultur- und Mentalitätsgeschichte. Bis in die Frühe Neuzeit wurde das Zeitverständnis der meisten Menschen von natürlichen Kreisläufen und religiösen Weltbildern geprägt. Die Aussicht auf eine ertragreiche Ernte hing von zyklisch wiederkehrenden Jahreszeiten ab, handwerkliche Fertigkeiten wurden innerhalb standesgeprägter Strukturen weitergereicht und die gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse wurden als gottgewollte Ordnung verstanden.

Zwar gab es auch in vormodernen Gesellschaften technische Neuerungen, politische Umbrüche und kulturellen Wandel. Doch diese Veränderungen vollzogen sich meist nur langsam innerhalb der Grenzen überlieferter Deutungsmuster. Was einst kommen könnte, ließ sich weitgehend aus dem ableiten, was bereits gewesen war. Selbst Ereignisse wie Kriege, Seuchen oder Naturkatastrophen wurden nicht als einschneidende Zäsur, sondern als Teil der Vorsehung Gottes interpretiert.

Florian Chefai
ist Leiter des »Hans-Albert-Instituts« (HAI), das 2020 von der Giordano-Bruno-Stiftung gegründet wurde



Erst im Zuge der Aufklärungsepoche im 17. und 18. Jahrhundert begann sich das Zeitempfinden grundlegend zu wandeln. Die Zukunft löste sich allmählich von den Erfahrungen der Vergangenheit und wurde zu einem Erwartungsraum, in dem der Lauf der Geschichte nicht länger als Schicksal, sondern als ungewiss und gestaltbar galt. Dabei war die Säkularisierung der Zukunft eine ähnlich einschneidende geistige Revolution wie die kopernikanische Wende: Der Mensch wurde nicht nur räumlich aus dem Zentrum der Welt katapultiert, sondern nahm nun auch eine aktive Rolle im Lauf der Geschichte ein. Die Zukunft bewegte sich nicht mehr als feststehendes Ereignis auf den Menschen zu; stattdessen schritt der Mensch einer noch ungeschriebenen Zukunft entgegen. Zugleich verdichtete sich die Gegenwart zu einem kurzen Moment des Übergangs – einer kaum wahrnehmbaren, transitorischen Zone zwischen zurückgelassener Vergangenheit und formbarer Zukunft.

Mit dem Bedeutungsverlust des religiösen Zeitverständnisses waren weitreichende gesellschaftliche Folgen verbunden. Der Wirtschaftshistoriker Joel Mokyr, der 2025 mit dem Wirtschaftsnobelpreis ausgezeichnet wurde, argumentiert, dass der Mentalitätswandel hin zu einer fortschrittsorientierten Weltsicht die ideellen Grundlagen für die industrielle Revolution legte. Anders als Erklärungsansätze, die den Ursprung der modernen Wirtschaftsentwicklung vor allem auf materielle Faktoren zurückführen, rückt Mokyr die Bedeutung von Ideen und Überzeugungen in den Mittelpunkt. Denn erst durch die Vorstellung, dass sich die Welt durch menschliches Handeln und Wissen verbessern lässt, konnten sich wissenschaftliche Neugier und Erfindergeist als entscheidende Triebkräfte der kulturellen Evolution herausbilden.



Joel Mokyr (Nobelpreisträger 2025) zeigt auf, wie sehr die moderne Wirtschaft auf der fortschrittsorientierten Kultur der Aufklärung gründet

Was Mokyr für die Anfänge der Industrialisierung beschreibt, ist auch für spätere Epochen und die Gegenwart von Bedeutung: John Burn-Murdoch, Datenjournalist bei der »Financial Times«, hat untersucht, wie sich die Idee des Fortschritts im Verlauf der Geschichte entwickelte – und kam dabei zu einem ernüchternden Ergebnis: Der Glaube an eine bessere Zukunft hat deutlich an Strahlkraft verloren.

Grundlage seiner Analyse sind umfangreiche Daten aus digitalisierten Büchern, mit denen sich die Häufigkeit einzelner Begriffe über Jahrhunderte hinweg nachverfolgen lässt. Für England, Frankreich und Deutschland zeigt sich dabei ein bemerkenswerter Trend: In den vergangenen 60 Jahren haben diese Länder einen kulturellen Wandel von einer *Kultur des Fortschritts* hin zu einer *Kultur der Sorge* vollzogen. Die relative Häufigkeit von Begriffen, die sich auf Fortschritt, Verbesserung und Zukunft beziehen, ist seit den 1960er Jahren um etwa 25 Prozent gesunken, während Begriffe, die mit Bedrohungen, Risiken und Katastrophen in Verbindung gebracht werden, deutlich häufiger auftreten.

Der einstige Fortschrittsoptimismus, der den Wiederaufbau Europas nach dem Zweiten Weltkrieg und das Wirtschaftswunder begleitet hatte, wich in den 1970er und 1980er Jahren einer »Fünf-vor-Zwölf-Stimmung«. Hatte man die Zukunft zuvor noch als hoffnungsvollen Gestaltungsraum begriffen, wandelte sich diese Wahrnehmung im Zuge der Diskussionen über Wohnungsnot, Umweltzerstörung und die Gefahr eines Nuklearkriegs zunehmend in eine pessimistische Grundhaltung. Wie weit der damalige Stimmungsumschwung reichte, dokumentieren auch die Umfragen des »Instituts für Demoskopie Allensbach«: Glaubten 1969 noch 58 Prozent der Befragten, in einer »glücklichen Zeit« zu leben, waren es 1978 nur noch 44 Prozent und 1982 sogar nur noch 32 Prozent. Fast die Hälfte der befragten Jugendlichen rechnete 1981 mit der absehbaren Vernichtung der Menschheit durch einen Atomkrieg. Am deutlichsten verdichtete sich dieser Zeitgeist in der aufkommenden Punkbewegung, deren Slogan »No Future« zum Ausdruck einer ganzen Jugendgeneration wurde, die sich um eine lebenswerte Zukunft betrogen fühlte.

Erst mit dem Ende des Kalten Krieges und dem Fall der Berliner Mauer schien sich dieser Pessimismus vorübergehend abzuschwächen. Die 1990er Jahre standen im Zeichen der Prognose vom »Ende der Geschichte«, mit der der Politikwissenschaftler Francis Fukuyama ein postideologisches Zeitalter prophezeite, in dem sich die liberale Demokratie weltweit als »die finale, universell gültige Form einer menschlichen Regierungsform« durchsetzen würde. Der Siegeszug der Marktwirtschaft schien diese Erwartung zunächst zu bestätigen: Der globalisierte Kapitalismus versprach eine Ära anhaltenden Wachstums, zunehmenden Wohlstands und einer fortschreitenden wirtschaftlichen Verflechtung der Welt.

„Die Säkularisierung der Zukunft war eine ähnlich einschneidende Revolution wie die kopernikanische Wende



Von der Zerstörung des Zukunftsvertrauens profitieren autoritäre Eliten, die sich vor dem Zerrbild einer »dunklen Zukunft« als Lichtgestalten inszenieren können

Doch Fukuyamas Optimismus erwies sich als illusorisch und zerschellte schon bald an der Reibungsfläche der Wirklichkeit. Die Geschichte kehrte widerspenstig in Gestalt nationalistischer und religiös-fundamentalistischer Gegenbewegungen zurück. Statt einer linearen Fortschrittsbewegung setzte eine Phase der demokratischen Regression ein, die bis heute anhält.

So zeichnet der aktuelle Bericht des »V-Dem-Instituts« ein besorgniserregendes Bild: Die globalen Demokratiewerte sind auf das Niveau der späten 1970er Jahre zurückgefallen. Erstmals übersteigt die Zahl der Autokratien wieder die der Demokratien. Fast drei Viertel der Weltbevölkerung leben unter autokratischer Herrschaft. Damit hängt zusammen, was der Politikwissenschaftler Nic Cheeseman als »Mythos der demokratischen Resilienz« bezeichnet. Die Abwahl eines autoritären Systems führt demnach keineswegs zu seiner nachhaltigen Überwindung, sondern bleibt häufig nur ein kurzlebiges demokratisches Intermezzo innerhalb eines langwierigen, rückfallgefährdeten Prozesses. Tatsächlich sind 90 Prozent der Demokratisierungen seit 1994 nicht von Dauer gewesen, weshalb es naiv wäre, sich in falscher Sicherheit zu wiegen.

Nicht ohne Grund hat sich in den vergangenen Jahren zunehmend die Überzeugung verfestigt, dass die liberale Demokratie den autoritären Anfechtungen nicht gewachsen sei; dass die Entwicklung hin zur geschlossenen Gesellschaft, einmal in Gang gesetzt, eine irreversible Dynamik entfalte. Fukuyamas These scheint damit unter umgekehrtem Vorzeichen zurückzukehren: Nicht

der *Aufstieg* der Demokratie, sondern ihr *Verfall* wird als »geschichtsnotwendig« imaginiert. Dabei ist es kein Wunder, dass diese negative Erzählung insbesondere von jenen gefördert wird, die daraus Kapital schlagen können. Von der Zerstörung des Zukunftsvertrauens profitieren nämlich in erster Linie autoritäre politische und religiöse Eliten, die sich vor dem Zerrbild einer »dunklen Zukunft« des »dekadenten Westens« als Lichtgestalten inszenieren können.

Wo die Zukunft ihren Charakter als Hoffnungsraum verliert, gewinnt die Vergangenheit an Anziehungskraft. Neben den gegenwärtigen Zukunftssorgen lässt sich seit der Jahrtausendwende geradezu eine Obsession für frühere Zeiten beobachten. Ob antiquarische Möbel, Vintage-Mode oder das Comeback der Schallplatte: Retrotrends sind zu einem Lebensgefühl geworden, das Einzug in den Alltag des Mainstreams gefunden hat. Laut dem Kulturjournalisten Simon Reynolds ist sogar die Popkultur von der Vergangenheit besessen. In seiner akribisch recherchierten Zeitdiagnose »Retromania« beklagt er, dass Gegenwartskultur im Allgemeinen und der Pop im Besonderen keine echten Innovationen mehr hervorbringe. Vielmehr befinde sich der Kulturbetrieb in einer Endlosschleife von Wiederholungen. Anstelle von Kreativität dominiere nun die Nostalgie in Musik, Bildender Kunst, Mode, Fotografie, Theater, Film und Literatur. Dabei seien es ausgerechnet die Subkulturen, die am stärksten in der Vergangenheit



Aufbruch in eine neue Zukunft: Am Tag nach dem Mauerfall feiern Menschen am Brandenburger Tor



Retro- und Vintagetrends befriedigen die Sehnsucht nach einer verklärten Vergangenheit

verharrten. Aus einstigen Avantgardisten sind Antiquare und Kuratoren vergangener Stilepochen geworden.

Ähnliche Entwicklungen stellt auch gbs-Beirat Philipp Blom fest. Der Wiener Historiker und Philosoph geht davon aus, dass wir die erste Kultur in der Geschichte erleben, die dem Alten einen Wert beimisst, nur weil es alt ist. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts sei Kultur noch hauptsächlich Gegenwartskultur gewesen: »In Mozarts Wien hörte man neue Musik; ein altes Streichquartett war eines aus der letzten Saison. Das kulturelle Hauptereignis im vorrevolutionären Frankreich war der alljährliche Salon für neue Malerei. Es gab alte Kunst und Reliquien, die eine geistige Ahnenfolge herstellten; niemand aber wäre auf die Idee gekommen, für einen zweihundertjährigen Stuhl mehr zu bezahlen als für einen neuen.« Zwar waren schon frühere Epochen wie die Renaissance von der Vergangenheit fasziniert, allerdings gab es keine Gesellschaft in der Menschheitsgeschichte, die derart an den Überlieferungen ihrer eigenen Vergangenheit festhielt wie die heutige.

Die Gegenwärtigkeit einer nicht enden wollenen Vergangenheit und das Unbehagen gegenüber der Zukunft hat auch eine politische Dimension. So kann das weltweite Erstarken von reaktionären Bewegungen als Ausdruck einer neuen Nostalgie verstanden werden. Denn die Erfolge der Trumps, Putins und Erdogans dieser Welt sind nicht nur ein Etappensieg des Autoritarismus über die offene Gesellschaft – es ist auch ein Sieg der Vergangenheit

„
Autoritäre
Kräfte
schüren die
Hoffnung,
dass es
wieder
so wird,
wie es
niemals
war

über die offene Zukunft. Den zukunftsorientierten Versprechen »Hope!« und »Yes we can!« von Barack Obama und Emmanuel Macrons »En marche!« steht die Parole »Make America Great Again« als Ruf nach einer Wiederbelebung der »guten alten Zeiten« wirkmächtig gegenüber. Tatsächlich aber ist es die Sehnsucht nach einer ideologisch verklärten Vergangenheit, die mit den historischen Gegebenheiten kaum übereinstimmt. Autoritäre Kräfte schüren die Hoffnung, dass es wieder so wird, wie es niemals war.

Der Soziologe Zygmunt Bauman nannte diesen nostalgischen Traum »Retrotopie«: Die mit Vergangenheit und Zukunft verbundenen Werte hätten ihre Plätze auf der Zeitachse getauscht. Die Idee des Fortschritts verheißt weniger die Hoffnung auf eine Ver-



Feinde der offenen Zukunft: Autoritäre Herrscher wie Wladimir Putin und Donald Trump wollen das Rad der Geschichte zurückdrehen

„
Fortschritt
ist kein
Naturgesetz,
das sich
von selbst
vollzieht,
sondern
das Ergebnis
kluger
Entschei-
dungen

besserung der persönlichen Lebenssituation, sondern sei vor allem mit Abstiegsängsten verbunden. Populistische Bewegungen knüpfen gezielt an diese Ängste an und verstärken sie durch eine apokalyptische Krisenrhetorik. Sie zeichnen das Bild einer Gegenwart im Verfall und einer Zukunft, die nur noch Untergang und Kontrollverlust bereithält, um sich selbst als letzte Bewahrer einer intakten Ordnung zu inszenieren. Was die offene Gesellschaft gegenwärtig in Bedrängnis bringt, ist daher auch der Verlust an plausiblen und erstrebenswerten Zukunftsentwürfen.

Dabei gäbe es gute Gründe, sich der Zukunft nicht zu verschließen, sondern sich ihr aufgeschlossen zuzuwenden. Denn der Lauf der Geschichte ist keineswegs alternativlos. Er folgt keinem vorgegebenen Plan und wird weder von Zielen noch von Absichten geleitet. Die historischen Entwicklungen hätten auch anders verlaufen können, obwohl das Vergangene in der Rückschau häufig als unausweichlich erscheint.

Wie diese Entwicklung tatsächlich verlaufen ist, wird jedoch oft verzerrt wahrgenommen: Die verbreitete Vorstellung eines fortschreitenden Niedergangs speist sich vor allem aus den täglichen Nachrichten über Krisen, Katastrophen und Konflikte. Verbesserungen hingegen taugen nicht für sensationelle Schlagzeilen. Der Gesundheitsforscher Hans Rosling hat in seinem Weltbestseller »Factfulness« deshalb aufgezeigt, wie stark sich viele wichtige Indikatoren verbessert haben: Die Kindersterblichkeit ist weltweit deutlich gesunken, die Lebenserwartung kontinuierlich gestiegen und der Anteil der Menschen, die in extremer Armut leben, hat erheblich abgenommen. Hinzu kommen Fortschritte in Bereichen wie Bildung, medizinischer Versorgung und Zugang zu sauberem Trinkwasser. Der Psychologe Steven Pinker hat dieses Bild um weitere Aspekte ergänzt: In seinen Arbeiten argumentiert er, dass Gewalt, Kriege und Tötungsdelikte über lange Zeiträume hinweg insgesamt rückläufig sind.

Wer den Blick auf diese langfristigen Entwicklungen richtet, kommt kaum umhin, von Fortschritt zu sprechen. Die Welt ist in vielerlei Hinsicht sicherer, gesünder und wohlhabender geworden als noch vor wenigen Generationen. Zugleich wäre es jedoch verfehlt, aus den realen Fortschritten der vergangenen Dekaden die Prognose abzuleiten, dass eine bessere Zukunft bevorsteht. Dass zivilisatorische Erfolge erzielt wurden, bedeutet nämlich nicht, dass sich der Trend zwangsläufig fortsetzen wird. Tatsächlich haben sich einige Entwicklungen in den vergangenen Jahren sogar verschlechtert. Die Zahl der von Hunger betroffenen Menschen etwa ist seit 2016 wieder gestiegen und lag 2024 bei rund 673 Millionen. Treiber sind vor allem bewaffnete Konflikte, die Klimakrise und die wirtschaftlichen Nachwirkungen der Corona-Pandemie. Verschärft wird diese Entwicklung zusätzlich durch die faktische Auflösung der US-Entwicklungshilfe (USAID), die zentrale Ernährungs- und Gesundheitsprogramme in den ärmsten Ländern der Welt empfindlich getroffen hat und den jüngsten Rückgang der Hungerzahlen wieder zunichtemachen könnte.

Zudem drängt sich die unangenehme Frage auf, wessen Leid wir überhaupt in der Fortschrittsbilanz berücksichtigen und welches wir unzulässig ausblenden. Sobald man den moralischen Radius erweitert und das Leid nichtmenschlicher Tiere einbezieht, verschiebt sich die Rechnung dramatisch. Die industrielle Tierhaltung hat ein unvorstellbares Ausmaß an Leid hervorgebracht: Jährlich werden über 70 Milliarden Landtiere geschlachtet; hinzu kommen unüberschaubare Zahlen in der Fischerei. Billionen fühlender Wesen leben und sterben Jahr für Jahr unter schrecklichen Bedingungen. Während menschliches Wohlergehen über die Jahrhunderte in vielen Bereichen angestiegen ist, wuchs parallel eine gewaltige Leidenssumme auf der Erde. Der Philosoph und Kognitionswissenschaftler Thomas Metzinger (gbs-Beirat) spricht in diesem Zusammenhang von einem »Ozean der Qualen« – ein existenzieller Abgrund, in den niemand für längere Zeit hineinschauen kann, ohne daran zu verzweifeln.

Angesichts der gegenwärtigen Probleme und Übel leben wir gewiss nicht in der »besten aller Welten«. Allerdings: Die prinzipielle Möglichkeit auf Fortschritt auszuschließen, wäre ein Fehlschluss. Denn ebenso wenig, wie sich aus den zivilisatorischen Fortschritten der Vergangenheit ableiten lässt, dass eine bessere Zukunft bevorsteht, lässt sich aus den Rückschlägen folgern, dass ihr Scheitern besiegelt ist. Wie gbs-Vorstand Michael Schmidt-Salomon immer wieder betont (vgl. etwa *bruno*.2023, S. 40ff.), spricht die Offenheit der Zukunft weder für Pessimismus noch für Optimismus, sondern für Possibilismus: Fortschritt ist demnach kein Naturgesetz, das sich von selbst vollzieht, sondern das Ergebnis kluger Entscheidungen und einer engagierten Haltung zur Welt. Nur wer es für grundsätzlich möglich hält, dass sich die Welt zum Besseren wie zum Schlechteren verän-



Früher war nur wenig besser: Hans Rosling und Steven Pinker beschreiben die häufig ignorierten Fortschrittsrends in der Geschichte



So geht morgen: C2C-Kongresse werden regelmäßig von rund 1000 Teilnehmer*innen besucht, hier das Kongressteam aus dem Jahr 2025

dern kann, wird auch bereit sein, sich für bessere Zustände einzusetzen. Hierin liegt die große Herausforderung unserer Zeit: Statt sich in resignativem Fatalismus zu verlieren, gilt es, realisierbare Lösungswege aufzuzeigen.

Ein gutes Beispiel hierfür ist das Konzept »Cradle to Cradle« (C2C), das von dem deutschen Chemiker und gbs-Beirat Michael Braungart in Zusammenarbeit mit dem US-amerikanischen Architekten William McDonough entwickelt wurde. Anders als klassische Ökologiekonzepte zielt C2C nicht auf das Ausbessern bestehender Rahmenbedingungen, sondern will völlig neue Wege einschlagen: Produkte werden neu erfunden und von Anfang an so designt, dass die gebrauchten Materialien immer wieder als Rohstoff verwendet oder gefahrlos kompostiert werden können. Das Credo lautet daher nicht »von der Wiege zur Bahre« (»Cradle to Grave«), sondern »von der Wiege zur Wiege« (»Cradle to Cradle«). Alle verbrauchten Ressourcen sollen in endlose technische oder biologische Kreisläufe zurückgeführt werden. Das ambitionierte Ziel ist nicht weniger als eine Welt ohne Abfall.

Hinter C2C steht ein positives Technik- und Menschenbild: Während der Mensch im traditionellen Ökologismus vor allem als Schädling wahrgenommen wird, der die Natur mit seinem Konsum zerstört, betrachtet C2C den Menschen als potenziellen Nützling. Denn durch »intelligente Verschwendung« ist es möglich, nicht bloß den eigenen negativen Fußabdruck zu minimieren, sondern die Welt mit einem positiven Fußabdruck zu hinterlassen.

In seinen Vorträgen führt Braungart gerne das Beispiel eines blühenden Kirschbaums an, dessen Blütenpracht aus mehreren zehntausend Sprossen besteht. Obwohl nur weniger als jede hundertste Blüte zu einer Kirsche heranwächst, entsteht kein Abfall bei diesem energieaufwendigen Prozess. Im Gegenteil: Blütenblätter, die zu Boden fallen, werden zu Nährstoffen für Tiere und andere Pflanzen – intelligente Verschwendung im besten Sinne also, von der wir Menschen lernen können.



C2C-Diskussion mit Michael Braungart und Michael Schmidt-Salomon

”

Mit C2C könnten wir einen sozial, ökonomisch und ökologisch intelligenteren Stoffwechsel mit der Natur entwickeln

Schon jetzt gibt es biologisch abbaubare T-Shirts, sortenreine Kunststoffe und ganze Gebäude, die nach C2C-Kriterien geplant und gebaut werden. Ginge es nach Braungart, würde man technische Geräte künftig nicht mehr kaufen, sondern bloß ausleihen und die damit verbundenen Dienstleistungen erwerben. Verkauft werden zum Beispiel nicht Waschmaschinen, sondern 3.000 Waschgänge. Der Hersteller erhält das Gerät nach einer bestimmten Nutzungsdauer zurück und kann die verwendeten Materialien wieder für ein neues Produkt verwerten.

Für seine Vision einer müllfreien Welt konnte Michael Braungart bereits national wie international wichtige Unterstützer finden. Der Schauspieler Brad Pitt ließ im Rahmen eines Hilfsprojekts mehrere C2C-Häuser errichten und bezeichnete Braungarts Buch »Cradle to Cradle« als eines der drei wichtigsten Bücher, die er gelesen habe. Für das Folgewerk »The Upcycle: Beyond Sustainability - Designing for Abundance« schrieb der ehemalige US-Präsident Bill Clinton das Vorwort. Auch große Unternehmen – darunter Philips, Nike, Puma und C&A – haben zunehmend Gefallen an Braungarts Konzept gefunden und experimentieren bereits mit C2C-Produkten.

Mit C2C könnten wir die noch immer vorherrschende, kurzsichtige Produktionsweise von der Wiege der Rohstoffgewinnung ins Grab der Sondermülldeponie überwinden und einen sozial, ökonomisch und ökologisch intelligenteren »Stoffwechsel mit der Natur« entwickeln. Damit ließe sich dann auch der »futurolologische Imperativ« verwirklichen, den Karl Marx bereits vor eineinhalb Jahrhunderten formulierte: »Selbst eine ganze Gesellschaft, eine Nation, ja alle Gesellschaften zusammengenommen, sind nicht Eigentümer der Erde. Sie sind nur ihre Nutznießer, und haben sie den nachfolgenden Generationen verbessert zu hinterlassen.«

Um diesem Auftrag gerecht zu werden, ist ein Perspektivwechsel nötig, der über den Horizont der Gegenwart hinausweist: Wir sollten uns häufiger die Frage stellen, wie künftige Menschen auf unsere Zeit blicken werden. So wird es den Menschen im Jahr 2100 je nach zivilisatorischer Entwicklung vollkommen unverständlich sein, dass hunderte Millionen Menschen hungern mussten, wo es doch genug Nahrung, Wissen und Mittel gab, um dies zu verhindern. Der mittlerweile überwundene Speziesismus unserer Tage und die industrielle Massentierhaltung könnten ihnen ähnlich verstörend erscheinen, wie uns heute die Sklaverei früherer Jahrhunderte. Womöglich werden sie dankbar auf eine Zeit zurückblicken, in der sich Demokratien gegen die autoritären Anfechtungen behaupten konnten; in der die fossile Ära durch eine intelligente Kreislaufwirtschaft abgelöst

„
Hoffnung
entsteht
dort, wo
Menschen
erfahren,
dass ihr
Handeln
Wirkung
entfaltet

wurde; und in der es gelang, die Potenziale künstlicher Intelligenz in verantwortungsvoller Weise zum Nutzen der Gesellschaft einzusetzen.

Natürlich könnte es auch ganz anders kommen: Es ist nicht ausgeschlossen, dass autokratische Regime den Ton angeben, nach dem die gesellschaftlichen Verhältnisse der Zukunft tanzen werden. Europa hat sich bis dahin vielleicht zu einer Festung rückwärtsgewandter Nationalstaaten entwickelt, die sich ängstlich vor Migration und Wandel abschotten und die liberale Demokratie längst zum Auslaufmodell erklärt haben. Die Idee universeller, kulturübergreifender Rechte wird den künftigen Menschen schlimmstenfalls als Ausdruck eines »naiven Gutmenschentums« in Erinnerung bleiben. Auch in diesem Szenario schauen kommende Generationen mit Unverständnis auf unsere Zeit – jedoch aus völlig anderen Beweggründen.

Indem wir die Gegenwart von solchen Zukunftsszenarien aus denken, können wir eine kritische Distanz zur Gegenwart einnehmen und neue Denk- und Handlungsräume eröffnen. Denn dieser Perspektivwechsel stellt vermeintliche Selbstverständlichkeiten infrage und entfaltet gerade dadurch eine progressive Kraft: Er macht sichtbar, dass die Zukunft kein feststehendes Schicksal ist, sondern ein offenes Projekt, das wir selbst gestalten können.



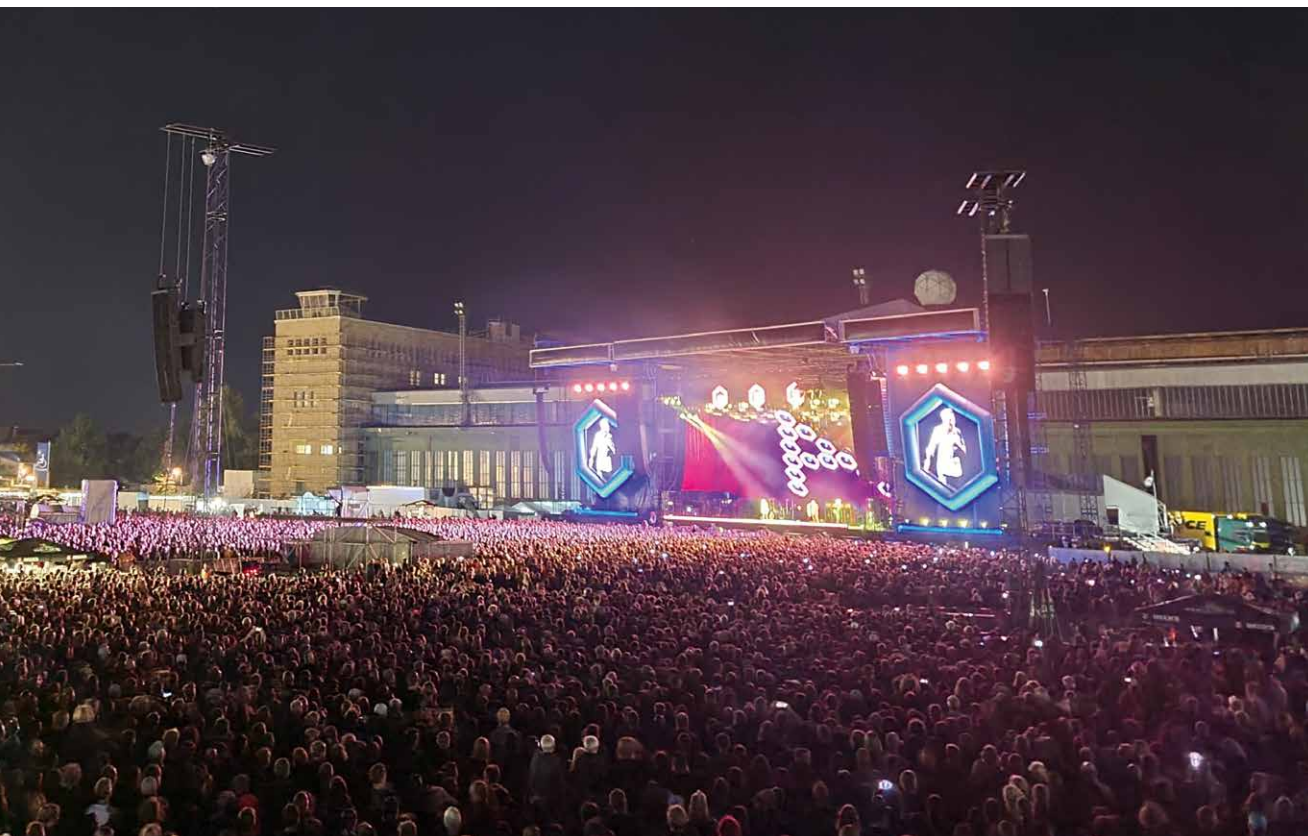
Dabei kommt liberalen Demokratien ein entscheidender Vorteil zugute: Sie können aus Fehlern lernen. Während autoritäre Systeme Kritik als Bedrohung ihrer Herrschaft begreifen, gehört die Fähigkeit zur Selbstkorrektur zum Wesenskern offener Gesellschaften. Ihre Legitimität gründet nicht im Anspruch auf unumstößliche Wahrheit, sondern in der Fähigkeit, fortlaufend bessere Lösungen zu finden. Entscheidend ist daher die Frage, unter welchen Bedingungen sich diese demokratische Lernfähigkeit bewahren und in wirksames politisches Handeln überführen lässt. Eine wachsende Zahl empirischer Studien zeigt inzwischen, welche Maßnahmen demokratische Systeme nachhaltig stabilisieren können – von gezielten Formen politischer Kommunikation bis hin zur Stärkung zivilgesellschaftlicher Initiativen. Forschungen etwa des »Humboldt Governance Labs« oder Analysen von Organisationen wie »Power for Democracies« liefern hierfür wertvolle Anhaltspunkte.

Die offene Gesellschaft lässt sich jedoch nicht allein mit Fakten verteidigen. Entscheidend ist vielmehr, ob es gelingt, die Werte der liberalen Demokratie als erfahrbaren Gestaltungsauftrag in die Lebenswelt der Menschen zu übersetzen. Hoffnung entsteht dort, wo Menschen erfahren, dass ihr Handeln Wirkung entfaltet und gesellschaftliche Veränderung keine abstrakte Möglichkeit bleibt. Erst wenn dieses Vertrauen zurückgewonnen wird, kann die offene Gesellschaft ihre stärkste Waffe ge-

gen autoritäre Versuchungen entfalten: die begründete Überzeugung, dass eine bessere Zukunft möglich ist.

Diese Zuversicht gründet nicht zuletzt auf einem realistischen Verständnis menschlicher Entwicklungsmöglichkeiten. Es wäre geradezu absurd anzunehmen, die Menschheit habe mit dem heutigen Stand der Zivilisation bereits die Grenzen ihres Potenzials erreicht. Ein Blick in die Geschichte spricht vielmehr für das Gegenteil: Immer wieder erwiesen sich die Grenzen des Vorstellbaren als vorläufig. Gesellschaften, die ihre Zukunft gestalteten, erweiterten ihre Möglichkeiten häufig weit über das hinaus, was frühere Generationen für erreichbar hielten. Es gibt keinen überzeugenden Grund anzunehmen, dass ausgerechnet unsere Gegenwart hiervon eine Ausnahme bildet. Vielmehr spricht einiges dafür, dass die Menschheit in Wissenschaft, Technologie, Medizin, Kunst und Ethik Fortschritte erzielen wird, die unser heutiges Entwicklungsniveau in einem Ausmaß übersteigen, das wir uns gar nicht vorstellen können.

Zwar ist das Festklammern an der Vergangenheit vor dem Hintergrund der vielfältigen Herausforderungen der Gegenwart nachvollziehbar; doch die retrotopische Zukunftsverweigerung ist angesichts einer Welt, die sich im unaufhaltsamen Wandel befindet, nichts weiter als hoffnungsloses Wunschenken – hoffnungslos im buchstäblichen Sinn des Wortes. ■



Eine bessere Welt ist möglich: 2022 organisieren »Die Ärzte« gleich mehrere große Open-Air-Konzerte nach dem C2C-Konzept

ZUM WEITERLESEN:

Michael Schmidt-Salomon

Hoffnung Mensch

Eine bessere Welt ist möglich
Piper 2014



Philipp Blom

Hoffnung

Über ein kluges Verhältnis
zur Welt
Hanser 2024



**Michael Braungart /
William McDonough**

Cradle to Cradle

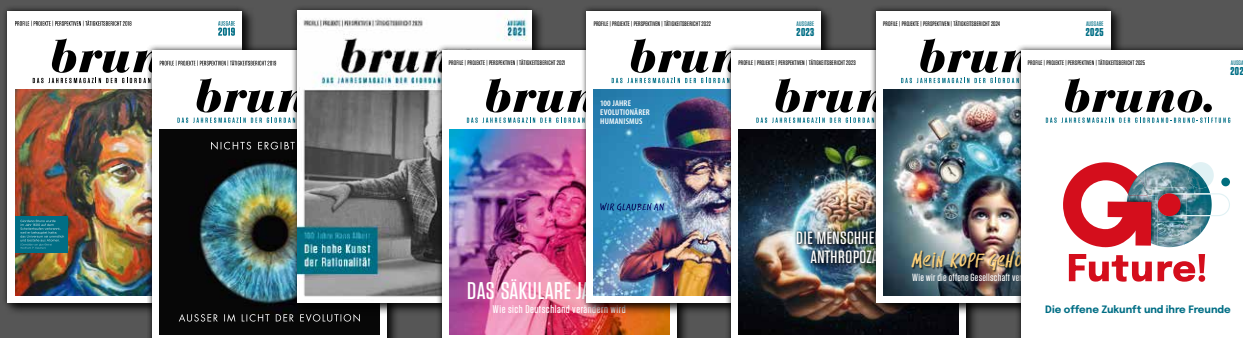
Einfach intelligent produzieren
Piper 2014



AUFKLÄRUNG

im 21. Jahrhundert

Die **Jahresmagazine** und die **Broschüren** der Stiftung **gratis bestellen** unter: www.giordano-bruno-stiftung.de



IMPRESSUM

bruno. Jahresmagazin der Giordano-Bruno-Stiftung

Herausgeber: Giordano-Bruno-Stiftung
Haus Weitblick,
Auf Fasel 16, 55430 Oberwesel

Konzept: ortner ccr, Frankfurt am Main
blazekgrafik, Frankfurt am Main

Redaktion: Michael Schmidt-Salomon (V.i.S.d.P.),
Elke Held, Florian Chefai, Helmut Fink,
Ricarda Hinz, Luisa Lenneper, Jonas Pöld
und Ulla Wessels

Redaktionsschluss: 20.7.2026

Gestaltung: Roland Dahm, er-de.com

Anschrift der Redaktion: siehe Herausgeber
presse@giordano-bruno-stiftung.de

Litho & Druck: Druckerei Lokay e. K., Lokay.de
Cradle-to-Cradle-Druckerei –
für einen positiven Fußabdruck

Erscheinungsweise: jährlich

Bezugsadresse: Giordano-Bruno-Stiftung
Haus Weitblick,
Auf Fasel 16, 55430 Oberwesel
sekretariat@giordano-bruno-stiftung.de

Fotos/Illustrationen:

Seyran Ateş (35 r., 41), Pierre-Yves Beaudouin / Wikipedia / CC BY-SA 3.0 (47 u.),
Eva Creutz (62 r.u.), Roland Dahm (66 o., 71 o., 76 r.), Alba Giret (82 u.), Evelin
Frerk (3 u., 4 o., 5 r.u., 6 /7, 16, 17 o., 17 l.u., 20 r.u., 22, 26, 29, 30 o., 48, 49,
60/61, 70 o., 77 r.o. (Nr. 1,4), 78 l.u., 78 r.), Peter Friedli / wikimedia.org / CC BY-SA
4.0 (14), Julian Held (63 u.*), Hans Krebs / wikimedia.org / CC BY-SA 4.0 (15 o.),
Harald Krichel / Wikipedia / CC BY-SA 4.0 (47 o.), Dorte Landschulz (82 o.), Judith
Liesenfeld (77 l.u.), Friedrich Magnussen / wikimedia.org / CC BY-SA 3.0 (11 o.),
Ludwig A. Minelli (31 u.), Philipp Möller (4 u., 18/19, 20 l.u., 21 r.u.), Christian Pawlu
(77 r.o. (Nr. 5)), Jonathan Phillips / unsplash.com (55 o.), Nina Simone Plum (77
r.o. (Nr. 2)), qimono / pixabay.com (78 m.o.), Jörg Scheinfeld (30 m.), Koen Suyk
/ Anefo / wikimedia.org / CC0 1.0 (11 u.), Moritz Terwesten (65 o.), Jacques Tilly
(36), Udo Ungar (3 o.), 9EkieraM1 / Wikipedia / CC BY-SA 3.0 (47 m.)

AK Polis (5 l.o.*, 34/35 l.o.*, 73 u.), AK Polis / Evelin Frerk (32/33, 38), Bund für
Geistesfreiheit (bfg) München (66 r.u.), C2C NGO / Jan Kulke (57 o.), Deutsche
Fotothek Morgenstern (15 u.), fowid / Carsten Frerk (64 u., 72 l.u.), gbs / Florian
Chefai (5 r.o.*, 5 m.*, 39, 42/43*, 50/51*, 57 u., 62 o.*, 68 l.o.*, 73 o.*), gbs / David
Farago (65 u., 68 r.o., 70 l.u., 79), gbs / Ricarda Hinz (5 l.u., 21 l.u., 23, r.u., 24,
27, 28, 37 u., 63 o., 68 u., 70 r.u., 72 o., 72 r.u., 77 l.o., 77 r.o. (Nr. 3), 77 r.u.), gbs /
Michael Schmidt-Salomon (17 r.u., 40, 58/59, 64 l.o.*, 64 r.o., 67 u.), gbs / WB AfG
(37 o., 44), gbs / Saskia Zillekens (Titelbild, 52 o., 69, 76 m.), KEYSTONE / Photo-
press-Archiv (9), Hans-Albert-Institut (52 u.), Kortizes gGmbH (66 l.u., 71 u.),
Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft (45 u., 46), Northwestern University (53), picture
alliance/ dpa / Federico Gambarini (31 o.), Privatarchiv Esther Vilar (8, 10, 12, 13),
Quirinale.it / Wikipedia (S. 67 o.), Stiftung Berliner Mauer / Detlef Machmüller /
CC BY-SA 4.0 (54), US-Verteidigungsministerium (Public Domain) / Benjamin D.
Applebaum (55 u.), Zentralrat der Konfessionsfreien / Evelin Frerk (23 l.u.)

*mit Hilfe von KI generiert

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion.

ISSN: 2698-5470

gbs 
giordano bruno stiftung